

Unser Leben gleicht der Reise... : Erinnerungen eines Oltners an die Ostfront in Russland

Autor(en): **Studer, Oscar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **29 (1971)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unser Leben gleicht der Reise ...

Erinnerungen eines Oltners an die Ostfront in Russland. Von Oscar Studer.

Während des Zweiten Weltkrieges war die Schweiz von den Achsenmächten Deutschland und Italien eingeschlossen. Das hatte zur Folge, dass wir Schweizer wirtschaftlich von den beiden Nachbarländern abhingen. Mit der sogenannten Anbauschlacht «Wahlen» wurde zwar der kleinste Flecken Land ausgenutzt, aber trotzdem blieb die Ernährungslage des Landes beängstigend: Die Rationierung musste eingeführt werden, Heizmaterial war zu wenig vorhanden, und wir waren auf die Einfuhr von Kohle und Eisen aus Deutschland angewiesen. Im Wirtschaftsabkommen vom 18. Juli 1941 musste sich die Schweiz verpflichten, Deutschland einen maximalen Vorschuss von 850 Millionen Franken in Clearing bis Ende 1942 zu gewähren. Ob sich in den Güterzügen, die den Gotthard von Norden nach Süden und umgekehrt durchquerten, auch Kriegsmaterial befand – wie manche behaupteten – bleibe dahingestellt. Jedenfalls waren wir in grossem Umfange vom Wohlwollen der Machthaber in unserem nördlichen Nachbarstaat abhängig. Dazu kam, dass Deutschland einen sehr massiven Druck auf die öffentliche Meinung der Schweiz auszuüben suchte. Ein grosser Teil der Schweizer Presse wehrte sich gegen diese Art von Einmischung in die inneren Angelegenheiten unseres Landes. In diesen Pressefehden zwischen Deutschland und der Schweiz fuhr der Propagandaminister, Dr. Goebbels, mit so grobem Geschütz auf, dass der Bundesrat schliesslich die Pressezensur einführt, was den meisten Schweizern nicht passte. Die Drohungen der Deutschen gingen aber trotzdem weiter. Schliesslich forderten sogar einflussreiche Leute in der Petition der sogenannten «Zweihundert», dass die Zensur noch verstärkt gehandhabt werden sollte. Der Bundesrat ging aber auf dieses Ansinnen nicht ein.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1940, als der Feldzug im Westen gegen Frankreich im Gange war, erwartete man in der Schweiz einen eventuellen Angriff über den Rhein. Den Deutschen gelang aber dann doch der Durchbruch an ihrem rechten Flügel in Belgien und Frankreich, und damit war die unmittelbare Gefahr vorbei. Sie hatte uns aber mit aller Deutlichkeit gezeigt, wie prekär unsere Lage war.

Schon im Ersten Weltkrieg 14/18 waren einzelne

Ärzte in deutsche Lazarette gegangen, teils aus humanitären Gründen, teils aus Sympathie zu den Deutschen. Unter ihnen befand sich der damalige Chefarzt des Kantonsspitals Aarau, Dr. Eugen Bircher. Er war auch jetzt, im Zweiten Weltkrieg, da er Divisionskommandant geworden war, der Meinung, es sollten junge Schweizer Ärzte an die Ostfront gehen. Diese könnten dort beruflich profitieren, und zudem würden die Nationalsozialisten ein solches Unterfangen als freundliche Geste im Kampf gegen Russland auffassen. Der Oberfeldarzt Vollenweider begrüsst das Unternehmen der Ostfrontmissionen, der General hingegen war sehr zurückhaltend. Er erhob in der Tat Einwände, dass das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) solche Missionen durchführe, denn das SRK war auf Grund seiner damaligen Statuten* während des Aktiviensdienstes Teil der Armee und somit der Befehlsgewalt des Generals unterstellt. Dieser konnte aber nicht gut die Verantwortung für Auslandmissionen übernehmen. Die ganze Situation führte schliesslich zu einer Statutenrevision des SRK, die diesem erst im Jahre 1942 wieder die Unabhängigkeit von der Armee einräumte. Aus diesen Gründen beschloss man, das SRK aus dem Spiel zu lassen, und gründete ein provisorisches Komitee zur Absendung einer Ärzte-Schwestern-Mission. Dieses «Komitee für Hilfsaktionen» tagte erstmals am 27. August 1941 im Bahnhofbuffet Zürich. Den Vorsitz führte Oberstdivisionär Bircher. Weiter gehörten dazu Oberstdivisionär von Mural (er war später Präsident des Komitees), Oberfeldarzt Vollenweider, Generaldirektor P. Vieli, Zürich, Oberst Dr. med. H. Remund, Zürich, Dr. med. H. Ruppner, Samedan, u. a. m. Entschuldigt abwesend war Dr. E. Koechlin, Basel. Letzterer äusserte auch so noch Bedenken. Jedenfalls sollte dieses Komitee rein privaten Charakter haben und keinen offiziellen. Deshalb sollte auch der Schweizer Gesandte in Berlin, Dr. Frölicher, keinen Einsitz nehmen ins Komitee. Dieses selbst verhandelte mit Oberst Ilsemann, dem deutschen Militärattaché in Bern.

* Mitteilung von Fräulein Rosmarie Lang, lic. rer. publ. vom SRK, der ich meinen herzlichen Dank für die Einsichtnahme in die Akten des SRK aussprechen möchte.

In einer Sitzung vom 4. September 1941 wurden die Formalitäten beidseits geregelt. In der Folge gingen 4 Missionen an die Ostfront: die erste im Herbst 1941, über welche Dr. med. R. Bucher in einem Buche berichtet hat. Oberstdivisionär Bircher erhielt 8 bis 10 Tage Urlaub, um die erste Mission anzuführen. Sie wurde im Raume Smolensk eingesetzt. Es folgten eine zweite und dritte, wobei die Schweizer Ärzte das Fehlen frischer Fälle beklagten. Die vierte Mission sollte deshalb wieder an der Front eingesetzt werden, entsprechend unserem Hauptverbandplatz.

In den ersten Missionen kam es bedauerlicherweise zu vereinzelt unerquicklichen Auftritten zwischen politisch rechts und links gerichteten Schweizer Ärzten. Solche wollte man nun künftig unbedingt vermeiden. Es hatte sich daher jeder Teilnehmer bei einem Mitglied des Komitees vorzustellen, wobei einem nahegelegt wurde, sich jeder politischen Äusserung zu enthalten. Ich selber traf im Herbst 1942 in Olten im Hotel «Aarhof» mit Oberstleutnant Martz zusammen. Die Unterredung dauerte nur 15 Minuten und verlief in sehr freundschaftlichem Tone.

Am 23. November 1942 war es soweit: Die 4. Mission, welcher ich angehören sollte, versammelte sich im Hotel «Bristol» in Bern. Jeder hatte sich die vorgeschriebenen Impfungen machen lassen oder selbst gemacht. Trotzdem erkrankte einer der Ärzte dieser Mission in Russland an wolhynischem Fieber. Wochenlang fieberte er an einer begleitenden Myocarditis und starb nachher an einem ruhigen Herztod. Ein Wärter litt auf der Rückreise an Ruhr und musste vorzeitig nach Hause entlassen werden. In der Bundeshauptstadt waren Oberstdivisionär Bircher und Oberst Ilsemann anwesend. Ich unterhielt mich mit Bircher, der seiner Genugtuung Ausdruck gab, dass sich wieder Leute für eine Mission hatten finden lassen. Der Divisionär war in Zivil und wirkte etwas schwerfällig.

Tags zuvor hatte ich in Chur Abschied genommen von meiner Braut. Sie hatte sich tapfer mit meinem Entschluss, an die Ostfront zu gehen, abgefunden. Weit weniger war mein zukünftiger Schwiegervater, Chefarzt Dr. med. J. Barth, mit meinem Vorhaben einverstanden. Seine Antipathie gegen die Nationalsozialisten war ebenso gross, wie jene der meisten Schweizer. Für solche Leute sein Leben einzusetzen, fand er völlig sinnlos. Unter den Mitgliedern der 4. Mission wüsste ich niemanden, der aus Sympathie zu den Deutschen an die Ostfront gegangen wäre.

Um die Mittagszeit des 24. November 1942 fuhren wir durch Olten, wo die Eltern auf dem Bahnsteig meiner warteten, um Abschied zu nehmen. Die Mutter war besorgt, während der Vater durchaus Verständnis hatte für derartige Abenteuer.



Die 4. Mission bestand aus 20 Ärzten, 23 Schwestern, 5 Krankenwärtlern, 5 Sekretärinnen und 2 Motorfahrern. In Zürich offerierte man uns im Bahnhofbuffet im ersten Stock ein Essen, zu dem Oberstdivisionär von Muralt und Dr. Ruppanner vom Komitee für Hilfsaktionen erschienen waren. Die Fahrt ging über Schaffhausen–Singen–Stuttgart nach Berlin. Man hatte uns verboten, Photoapparate mitzunehmen, und wir mussten nun feststellen, dass keine Gepäckkontrolle vorgenommen wurde. Immerhin hatten sich eine Sekretärin und ein Arzt nicht an diese Vorschrift gehalten, und von ihnen stammen einige wenige Bilder wie jenes Gruppenbild vom Abschied in Rostow.

An den Stationen war die Maschinerie der Goebbelschen Propaganda zu sehen, und in grossen Transparenten konnte man lesen: «Räder rollen für den Sieg» oder «Erst siegen, dann reisen». Am 25. November 1942 kamen wir in Berlin an. Wir wurden im Hotel «Excelsior» untergebracht, und am nächsten Tag gab es einen offiziellen Empfang in der Militärakademie, wo auch der Schweizer Gesandte Frölicher anwesend war.

Eigentlich hätte der Zug, der uns nach Osten führen sollte, am folgenden Tag abfahren sollen. Aber dringlichere Fahrten hatten den Vorrang, so dass wir uns noch einen Tag in Berlin umsehen konnten. Zwei frischgebackene junge Leutnants machten den Cicerone, und wir konnten feststellen, dass in Berlin nur vereinzelt Häuser unter Bombenschaden gelitten hatten. Das Brandenburger Tor stand noch stolz, aber die Leute, die «Unter den Linden» oder in anderen Strassen ihren Geschäften nachgingen, waren bedrückt und ernst. Wir hatten vom Komitee bezahlte blaue Uniformen erhalten. Auf der Mütze trugen wir das Schweizer Kreuz. In

der Untergrundbahn sprach mich ein Berliner an: «Darf ich fragen, sind Sie bei der Luftwaffe?» Ich wies auf meine Mütze und erklärte ihm, dass wir als Ärzte in ein Lazarett an die Ostfront gingen. «Na», sagte er, «endlich jemand, der begriffen hat, worum es in diesem Kriege geht.» Ich ging auf keine Diskussion ein.

Am 27. November fuhr der Lazarettzug Richtung Krakau. Man hatte aus den Vierachserwagen die Polsterstühle herausgenommen und seitlich Betten – je zwei übereinander – angebracht. In diesen liess sich herrlich schlafen, denn an das Klopfen der Schienen hatte man sich bald gewöhnt. Zu jedem Wagen gehörte ein Sanitätssoldat, der offensichtlich die privilegierte Stellung in diesem Kriege genoss. Im Zuge war zudem ein Stabsarzt (Hauptmann), aber der eigentliche Kommandant war ein Hauptfeldwebel, der «Spiess», mit richtiger Berliner Schnauze. Die beiden Unteroffiziere und die Mannschaft taten ihren Dienst mehr aus Furcht vor dem Allgewaltigen als aus militärischem Gehorsam. Er brüllte seine Befehle in preussischer Manier, und als ich ihm einmal sagte: «Sie scheinen Autorität bei den Leuten zu haben», da reckte er sich in die Höhe und antwortete: «Dat will ich meenen.» Die Fahrt ging über Cottbus–Oppeln–Krakau–Dnjepropetrowsk nach Rostow. Kurz vor Krakau verliess uns das Detachement, das für Charkow bestimmt war, und später eine zweite Gruppe, die in Stalino arbeiten sollte. Wenn die Schwestern und Sekretärinnen in den Ärztewagen auf Besuch kamen, wurde ein Jass geklopft, und einmal sassen wir an einem Abend mit den deutschen Sanitätssoldaten zusammen. Dabei gefiel unseren deut-



Dnjepropetrowsk. 3 kleine Russen betteln um Brot.

schen Kameraden das Lied «Vo Luzärn uf Weggis zu» so gut, dass es eine Schwester am andern Tag dem Fourier buchstäblich in die Schreibmaschine diktieren musste. Durch die Ukraine fuhr unser Zug tagelang mit höchstens 40 km/h, denn die Schienen waren von bewachten Russen von Breitspur auf Normalspur umgenagelt worden. Es war deshalb Vorsicht geboten! Oft gab es 8- bis 10-stündige Halte in der «Schwarzen Erde». Der Anblick war jeden Morgen derselbe: topfebene, verschneite Erde so weit man sah. Höchstens einmal ein Haus, ein grosser Ballen Stroh und selten ein Kirchturm. Ging es einmal durch Waldgebiete, so war beidseits der Bahnlinie 50 m breit Kahlschlag, und alle 200 m stand ein hoher Wachturm, der von einem Soldaten besetzt war. Man fürchtete mit Recht Partisanentätigkeit. Hielt der Zug an einer Station, so kamen russische Frauen und boten Eier an. Als Gegengabe wünschten sie meist Streichhölzer oder Zigaretten. Manchmal erschienen auch russische Kinder und bettelten um Brot.

Der Übergang über den Dnjepr war ein imponantes Schauspiel. Die Russen hatten auf ihrem Rückzug die Bahnbrücke gesprengt, und deutsche Sappeure hatten ein wahres Kunstwerk von Brücke über den tief liegenden Fluss errichtet. Wir hielten den Atem an, als der Zug im Schrittempo den mächtigen, zu Eis erstarrten Strom überquerte. In Taganrog bekamen wir das Schwarze Meer zu sehen, düster und unheimlich an diesem kalten Wintertag.

Endlich, am 10. Dezember 1942, langten wir um 03.30 Uhr in Rostow an. Mit warmem Tee wurden wir von Oberst-Arzt Berger herzlich begrüsst. Wir übernahmen das Lazarett 3/685, das von Stabsarzt Lembeck, einem Westfalen, kommandiert wurde. Das Lazarett war ein am Stadtrand von Rostow gelegenes Spital, das zwar durch den Krieg gelitten hatte, aber durchaus annehmbar gewesen wäre, wenn die Heizung und der elektrische Strom funktioniert hätten. Aber bei durchschnittlich -27 bis -32° war alles Wasser gefroren und sämtliche Aborte verstopft. Der Kot häufte sich in den WC zu Bergen, und der Urin stand 5 bis 6 cm tief. Ich hatte die Abteilung von Unterarzt Dr. Hofmann, einem Kölner, zu übernehmen mit 110 Betten bzw. Liegestätten. Die meisten Matratzen waren mit Gräsern gefüllt, und in jedem Zimmer stand ein Schwarmofen, dessen Abzugsrohr durch eine defekte Glasscheibe nach aussen führte. Mir graute vor allem vor den WC. Ich verbot, diese zu benutzen, und die russischen Frauen, die im Lazarett arbeiteten, hatten mit einer Schöpfkelle den Kot und den Urin wegzuschaffen. Die WC-Anlagen wurden dadurch zwar nicht benutzbar, weil die Abgangsrohre eingefroren blieben; aber der widerliche Gestank war wenigstens weg. Anstelle eines

WC blieb als einzige Möglichkeit eine ausgehobene Grube hinter dem Haus mit dem bekannten «Knebel», der in unseren schweizerischen Sanitätsbüchlein vorgesehen ist.

Da waren wir nun also an unserem Ziel in Rostow: 4 Schweizer Ärzte, 7 Schwestern, 2 Wärter und zwei Sekretärinnen. Unsere Feldpostnummer war 35671. In den Briefen durfte man selbstverständlich nichts über die Kriegslage schreiben. Sie wurden alle geöffnet und auf Geheimschrift untersucht.



Markt in Dnjepropetrowsk

Auf meiner Station arbeiteten 4 Schweizerinnen: die Operationsschwester, 2 Abteilungsschwestern und eine Sekretärin. Die letztere hatte im Operationssaal auf einer Schreibmaschine die Krankengeschichte und die Art der chirurgischen Eingriffe nach Diktat zu tippen. Dazu erhielt ich einen deutschen Sanitätskorporal und einen deutschen Sanitätssoldaten zugeteilt. Als Consiliarius hatten wir Prof. Dr. Th. Nägeli, früher a. o. Professor in Bonn und nach dem Kriege Ordinarius für Chirurgie in Tübingen. Professor Nägeli selbst hatte keine Station, war aber überall hilfreich bereit, wenn wir jungen Assistenten mit meist nur 1- bis 2jähriger chirurgischer Erfahrung Rat brauchten. Zugeteilt übernahm ich zwei 21jährige russische Ärztinnen, beide aus Rostow: die blonde Nelly und die dunkle

Tamara, eine bildhübsche Armenierin mit Augen wie ein Reh. Die beiden hatten eben ihr 9- oder 10semestriges Medizinstudium hinter sich und wären nun in Friedenszeiten für 3 Assistentenjahre verpflichtet gewesen. Der Russe kennt die Mittelschule, das Gymnasium in unserem Sinne, nicht. Mit 16 Jahren kommt er an die Hochschule und beginnt sein Medizinstudium. Dabei hört er pro Woche eine Stunde Latein, aber einen lateinischen Satz kann er weder übersetzen noch bilden. Die beiden Mädchen waren sehr lernbegierig. Bei jedem Eingriff und bei jeder Verordnung kam die Frage: «Doktor, warum?» Von der Schweiz wussten die beiden nur, dass sie ein kapitalistisches Land sei und dass dort der Arbeiter ausgebeutet werde. Sonst nichts!

Meine grösste Hilfe war meine Operationsschwester Josy, die im Operationssaal, welcher einer jeder Abteilung zugeteilt war, absolut zuverlässigen Bescheid wusste. Ihr habe ich es auch zu verdanken, dass wenigstens ein deutscher Soldat nicht an einem Narkosezwischenfall starb. Ich hatte Nelly aufgetragen, die Äther-Inhalationsnarkose vorzunehmen, als ich einen Granatsplitter in einem Oberschenkel suchte. Schwester Josy sah von Zeit zu Zeit nach dem Gesicht des Patienten, und plötzlich rief sie: «Er atmet nicht mehr!» Nelly hatte nicht gewusst, wie man den Unterkiefer richtig hält. So war die Zunge nach hinten gefallen, und der Soldat war am Ersticken. Zum Glück konnte er mit künstlicher Beatmung gerettet werden. Grosse Freude bereitete mir ein Landser, der einen Granatsplitter von über 700 g Gewicht in der Lendengegend neben der Wirbelsäule stecken hatte. Beide Beine waren vollkommen gelähmt, aber nach drei Tagen, noch bevor ich das Eisenstück entfernt hatte, konnte er die unteren Gliedmassen wieder normal bewegen. Es war also eine Art von Commotio oder Contusio des Rückenmarkes eingetreten, die sich spontan wieder zurückbildete. Interessanterweise sprachen die beiden jungen Ärztinnen einige Brocken Deutsch, und das Schicksal dieser Schwerverwundeten war ihnen keineswegs gleichgültig. Als ein 19jähriger während einer Bluttransfusion starb, liefen ihnen die Tränen über die Wangen. Die Transfusionen wurden mit einer schwenkbaren 10-ccm-Spritze ausgeführt. Man legte Spender und Empfänger nebeneinander, aspirierte beim Spender 10 ccm Blut und injizierte es als Nativblut dem Empfänger. Da die Schwerverletzten oft unruhig waren und sich bewegten, misslang mitunter eine Transfusion. Mehr als die Hälfte unserer Verwundeten und Kranken stammten von der berühmt gewordenen 6. Armee unter Paulus. Anfänglich kamen sie von der Stalingrader Front, später wurden sie aus dem Kessel geflogen. Der tägliche Zugang von Verwundeten war gross,

einmal in einer einzigen Nacht 42 auf meiner Station. Das hatte zur Folge, dass man 42 nach rückwärts abschieben musste. Die Verwundeten wussten, dass der Rücktransport in G-Zügen, d.h. Güterwagen, sich vollzog und flehten darum oft bei der Auslese: «Herr Doktor, ich bin doch nicht transportfähig.» Das stimmte, aber Befehl war Befehl, und es war ein bitterer Hohn, als der Generalarzt der Heeresgruppe Süd eines Tages durch das Lazarett schritt, um nach kampffähigen Leichtverwundeten zu suchen. Es gab sie nicht. Oder vielleicht doch deren drei bis vier? Man hatte mir bereits am dritten Tage den einzigen Sanitätsoldaten, den ich hatte, weggenommen und ihn auf die Entlausungsstation befohlen. Nun hatte ich also nur noch den stotternden Korporal, um die Verwundeten vom Zimmer in den Operationsraum und zurück zu tragen. Meine beiden Abteilungsschwester erklärten mit Recht, sie könnten nebst ihrer vielen Arbeit (zwei Schwestern für 110 Verwundete, von denen fast zwei Drittel nicht gehen konnten!) nicht auch noch den stationsinternen Transport der Verwundeten übernehmen. Also hielt ich 4 Mann, die nur Oberarm- oder Unterarm-Schussbrüche hatten, zurück und liess sie im WC verschwinden, wenn Besuch von «oben» kam. Sie waren meine Hilfsträger. Wir hatten Befehl erhalten, aus der Schweiz 12 lange Kerzen mitzunehmen. Über diese wächsernen Dinge sollten wir noch froh sein! Das elektrische Licht funktionierte nämlich meistens nicht, und wenn es wieder einmal plötzlich hell wurde im Operationsraum, dann setzte ein wahrer Run nach der Röntgenstation ein. Jeder Stationsarzt hatte seine Patienten nach Dringlichkeit nummeriert, und alsobald setzte von allen 8 Stationen ein Wettlauf auf das Röntgenzimmer ein, um in der Tiefe sitzende Splitter lokalisieren zu können. Aber in 10 Minuten war die Röntgenstation verstopft, und meistens setzte nach 20 Minuten der elektrische Strom wieder aus! Für viele dieser Bedauernswerten der 6. Armee bedurfte es allerdings keiner Röntgenbilder. Sie hatten sich in der eisigen Steppe von Stalingrad Hände oder Füsse oder beides abgefroren. Oft auch Nase oder Ohren. Da blieb nur die Amputation der gangränösen schwarzen Glieder. Die Knochen wurden nach Durchtrennung der Weichteile abgesägt, die Gefässe unterbunden, die grossen Nervenstränge möglichst hoch durchschnitten und dann der Stumpf mit Rivanol-durchtränkter Gaze zugedeckt. Eine primäre Wundversorgung, d.h. eine Naht mit Seide, war ausdrücklich durch Befehl untersagt. Dies mit guten Gründen, denn es hatte sich im Verlaufe des Feldzuges gegen Russland gezeigt, dass praktisch alle Wunden sich infizierten und deshalb wieder geöffnet werden mussten. Nur bei Baucheröffnung wegen acutem Abdomen lei-



Erfrierungen 3. Grades beider Füsse bei einem «Stalingrader».

stete sich Prof. Nägeli eine Ausnahme. Aber weil alle diese Laparatomierten am 2. oder 3. Tag nach der Operation starben, kann nicht gesagt werden, ob eine primäre Wundversorgung gehalten hätte. Die Chancen dafür waren denkbar klein, weil wir niemals ein Zimmer für aseptische Fälle zur Verfügung hatten.

Manchmal kam es zu tragischen Situationen. Ein 18jähriger kam mit amputiertem Bein ins Lazarett. Das andere Bein wies eine offene Trümmerfraktur im Kniegelenk auf. Es folgten wochenlange septische Temperaturen mit stetiger Gewichtsabnahme. Penicillin war damals bei den Deutschen unbekannt. Das Ende war vorauszusehen. Vor dem Verbandwechsel erhielten die Soldaten meist ein Morphiumderivat eingespritzt und waren damit für einige Stunden ihre Schmerzen los. Dafür bangten sie, in der Halb- oder Ganznarkose Bein oder Arm zu verlieren. Trotz seinem schlechten Allgemeinzustand bat mich der junge Patient: «Nicht wahr, Herr Doktor, Sie amputieren mir nicht auch noch das zweite Bein?» Ich zog deshalb Prof. Nägeli zu einem Consilium zu. Er meinte, die Amputation sei das einzig Mögliche. «Sie wissen nicht», so argumentierte er, «ob daheim nicht eine Mutter froh ist, wenn der Sohn überhaupt wieder nach Hause kommt, wenn auch ohne Beine.» Also tat ich das Grausige. Bei der Visite am andern Morgen machte mir der junge Mann bittere Vorwürfe. Er hatte Tränen in den Augen – und mir schnürte es die Kehle zu.

Um die Beleuchtungsverhältnisse im Operationsraum zu bessern, kündigte eines Tages der Apotheker im Offizierskasino an, jeder Stationsarzt erhalte nun eine Auerstrumpf-Laterne. Man müsse mit diesen Lampen äusserst vorsichtig umgehen, denn ein Ersatz sei nicht möglich. Also schickte ich die zuverlässige Schwester Josy in die Apotheke, um sie abzuholen. Nach einer Stunde kam sie weinend zurück. Trotz aller Vorsicht war sie auf dem vereisten Gelände ausgeglitten und die Laterne zerbrochen. Einen Ersatz gab es nicht.

Wir sollten, wie schon erwähnt, jeder politischen Aussage ausweichen. Das war leichter gesagt als getan. Bereits am dritten Tage kamen drei Offiziere, ein Arzt, ein Zahnarzt und ein Apotheker, zu mir und fragten mich, ob ich nicht mit ihnen Skat spielen würde. Ich bejahte. Das Spiel dauerte noch keine Viertelstunde, als mich die drei Herren fragten, was wir in der Schweiz über diesen Krieg und über den Nationalsozialismus dächten. Vorsichtig meinte ich, die deutsche Regierung sei doch im Falle der Tschechoslowakei vertragsbrüchig geworden. Der Zahnarzt wollte sich an nichts erinnern, aber der Apotheker bestätigte das Münchner Abkommen von 1938. «Also doch Vertragsbruch», gestand der Arzt. «Bitte, kommen Sie nicht mit Vertragsbruch», warf der Zahnarzt ein, «war der Versailler Vertrag nicht auch ein Vertragsbruch, ein Schanddokument?» Mit solchen Leuten liess sich nicht diskutieren, wohl aber mit dem Kölner Unterarzt Hofmann, der von schweren Schandtaten des Regimes zu berichten wusste. Wir wollten seine Angaben zuerst gar nicht glauben. «Wenn Sie es jetzt nicht wahr haben wollen, dann werden Sie es später mit Sicherheit erfahren. Hier weiss jeder, was im Hinterland geschieht. Wenn es eine Gerechtigkeit gibt», so sagte er, «dann müssen wir diesen Krieg verlieren».

Ein Unglücklicher bleibt mir in lebhafter Erinnerung. Er war Volksdeutscher aus Ungarn und hatte sich freiwillig zur SS gemeldet. An der Front bekam er es mit der Angst zu tun und beging Fahnenflucht. Wegen einer Verletzung wurde er ins Lazarett eingeliefert, und in wenigen Tagen erschienen zwei schwerbewaffnete SS-Soldaten, um ihn abzuholen vor Kriegsgericht. Sein Schicksal ahnend, sprang er aus dem 2. Stock und brach sich beide Beine. Ich legte die Gipsverbände an, und wöchentlich einmal erschien die SS-Patrouille, um zu fragen, ob der Mann marschfähig sei. Ich verneinte. Was mit ihm nach unserer Flucht aus Rostow geschehen ist, weiss ich nicht.

Gab es auch Friedenschirurgie? Ja, selten genug. Ich erinnere mich, 5 bis 6 appendicitische Abszesse eröffnet zu haben. Eine akute Appendicitis dagegen sah ich nie. Besonders rätselhaft war das acute Abdomen mit hohen Fiebern, das hauptsächlich bei russischen Zivilpersonen vorkam. Als Assistent sah ich Professor Nägeli etwa 5 solcher Fälle operieren. Flecktyphus und Typhus konnten ausgeschlossen werden und wurden auch serologisch nie positiv. Wir standen vor einem Rätsel, und eines Tages besprach sich Professor Nägeli mit einem deutschen Chirurgen, denn die Operation ergab stets ein praktisch normales Abdomen, und der Ausgang war immer ein tödlicher. «Warten Sie einmal ein Jahr an der Ostfront ab», sagte der Oberstabsarzt, «wir stehen genau wie Sie vor einem

medizinischen Rätsel!» Ich weiss auch heute nicht, um was es sich bei diesen Fällen gehandelt hat. Bei einer russischen Bäuerin eröffnete ich den grössten mastitischen Abszess (Brustdrüsenentzündung), den ich je gesehen habe. Es entleerten sich mehr als 500 ccm Eiter. Selbst Professor Nägeli hatte noch nie Derartiges erlebt.

Eine Plage besonderer Art waren die Läuse, Überträger des Flecktyphus. Schätzungsweise ein Viertel der Erkrankten starben. Es war unglaublich, wie diese Viecher sich vermehrten. Wenn im Kessel von Stalingrad ein gepolsterter Gipsverband angelegt worden war, so war die Polsterwatte drei Tage später schwarz von Läusen! Die Soldaten versuchten wenn möglich einen Stock zu erlangen, womit sie unter dem Gipsverband stochern konnten, um sich vom quälenden Juckreiz zu befreien. Lange hatte ich geglaubt, vor Läusen gefeit zu sein, nachdem alle Schweizer davon befallen worden waren. Aber eines Tages juckte es auch mich, und ich musste einige dieser Plagegeister zerdrücken.

Die Deutschen waren weder gegen Flecktyphus noch gegen Starrkrampf geimpft. In den wenigen Wochen in Rostow sah ich ungefähr 20 Starrkrampffälle. Die Unglücklichen litten entsetzlich und starben alle. Ebenso sah ich keinen, der Gasbrand überlebt hätte. Hier kam der Tod schneller als Erlöser. Unvergesslich bleibt mir, wie ein Soldat eines Morgens mit Schulterdurchschuss im Lazarett erschien. Er trug seine Vollpackung noch selbst in den ersten Stock des Gebäudes. In der folgenden Nacht starb er trotz breiter Incisionen. Sauerstoff stand nur spärlich und Gasbrandserum überhaupt nicht zur Verfügung. Zu meiner Überraschung fand ich in seinem Tornister zwei kleine Schriften, die von der deutschen Armee herausgegeben worden waren: Die erste war eine Biographie über Adolf Hitler und die zweite «Romeo und Julia auf dem Dorfe» von Gottfried Keller. Auch vereinzelte Diphtheriefälle endeten meist tödlich, weil man die Diagnose zu spät oder gar nicht stellte, wenn es sich um Kehlkopf- oder Luft-röhrendiphtherie handelte. Perfektionistisch wurden Krankengeschichten mit der Schreibmaschine geschrieben und Sektionsprotokolle erstellt, die wahrscheinlich alle mit dem Zusammenbruch der Ostfront untergegangen sind.

Mitunter gab es auch russische Gefangene zu pflegen. Da war z. B. ein russischer Fliegeroffizier, der im Luftkampf abgestürzt war und sich bei einer Bruchlandung leicht verletzt hatte. Er wurde behandelt wie jeder deutsche Soldat, blickte aber immer misstrauisch um sich. Eines Morgens war er spurlos verschwunden. Schwieriger war es mit den verwundeten Kaukasiern. Ihre Sprache verstand nicht einmal die Dolmetscherin, die uns zur

Verfügung stand. Es waren übrigens nur wenige russische Soldaten, die wir zu betreuen hatten, denn die Russen waren ja dauernd im Vormarsch, und so gerieten die verletzten Russen ihren eigenen Landsleuten in die Hände.

Die Soldaten, die aus dem Kessel geflogen wurden, waren unglaublich abgemagert. Ein 20-jähriger von 1,8 m Grösse wog noch ganze 34 kg. Entsprechend war auch ihre körperliche Widerstandskraft vermindert. Sie erzählten, wie sie vor Hunger die Pferde der Artillerie geschlachtet hätten. Dafür waren dann die Geschütze nicht mehr vom Fleck zu bewegen. In den letzten Tagen des Kessels lagen die Startpisten der Flugzeuge unter Beschuss, und manch einer wusste zu berichten, wie ein startbereites Flugzeug, voll mit Verwundeten, im letzten Moment noch Schüsse oder Granatsplitter erhalten hatte und in Flammen aufging.

Bestaunt wie ein Ritterkreuzträger wurde ein Leutnant, der am Rande des Kessels von Stalingrad einen Oberarmschussbruch erlitten hatte. Irgendwie hatte er einen Schlitten und ein Pferd auftreiben können und hatte sich auf eigene Faust 150 km westwärts durch die Steppe zwischen Wolga und Don durchgeschlagen und schliesslich Rostow erreicht.

In jenen Tagen erhielten deutsche Offiziere von ihren Angehörigen Briefe, in denen von schweren Bombenangriffen im Ruhrgebiet berichtet wurde. «Wenn unser Hermann (Göring) wieder an der Reihe ist, dann Gnade Gott diesen Engländern», meinte ein Stabsarzt am Mittagstisch. Dass es der Führer gewesen war, der von «Ausradieren» (der englischen Städte) gesprochen hatte, daran wollte er jetzt nicht erinnert werden.

Eines Tages erschien ein deutscher Landsers ambulant mit einer Fussrückenphlegmone im Lazarett, mit Fieber um 38°. Ich riet ihm, nach der Incision einige Tage im Lazarett zu bleiben. Das sei unmöglich, erklärte er, denn er komme von einem Strafbataillon und habe sich am gleichen Abend beim Kommandanten zurückzumelden. So zog er denn mit Mèche und Verband mit seiner Vollpackung am gleichen Tage zu seiner Einheit zurück. Einmal wurde unser Lazarett nachts um 2 Uhr bombardiert. Ich war gerade im Offizierszimmer, um einen Gips, der drückte, zu ändern. Da vernahmen wir plötzlich, ohne jede Fliegerwarnung (eine solche gab es nicht), einen heulenden Ton, und im nächsten Moment krachte es. Das ganze Haus zitterte, und fast sämtliche Scheiben gingen in Trümmer. Noch zwei oder drei ferner klingende Einschläge, dann Totenstille. Anderntags besahen wir uns den Schaden: 15 Meter vor dem Haus war ein tiefer Trichter von fast 2 Metern Durchmesser. Glücklicherweise war es ein Blindgänger gewesen. Eine Entschärfung kam nicht in Frage.

In der ganzen Stadt Rostow von der Grösse Zürichs gab es nur eine einzige Kirche mit den bekannten Zwiebeltürmen. Sie hatte das gleichschenklige griechische Kreuz als Grundriss. Als Schwester Josy und ich sie eines Tages besuchten, war gerade ein Gottesdienst mit Popen in russisch-orthodoxem Ritus im Gange. Die Kirche hatte vor der Eroberung der Stadt durch die Deutschen als Käfig für Geflügel gedient, und an den Wänden war noch der Schmutz, der von den Tieren herührte, zu sehen. Ausser einigen alten Weiblein, die immer wieder das Kreuz über der Brust schlugen, war niemand da.



Kathedrale von Rostow *

Auf meiner Station lag ein Mann mit über 30 Granatsplittern. Dazu war er doppelseitig blind, weil kleine Eisenstücke beide Augäpfel durchgeschlagen hatten. Ich liess die Augen vorerst unangetastet, weil ich ihm nicht jede Hoffnung auf das verlorene Augenlicht nehmen wollte. Immerhin zog ich den Augenarzt zu, der derselben Meinung war. «Was haben wir heute für einen Tag?», fragte der Soldat während des Consiliums. «Erster Januar», kam die Antwort zurück. «Dann wünsche ich Ihnen ein gutes neues Jahr, Herr Stabsarzt.» Das neue Jahr sollte für die deutsche Armee jedoch nicht gut beginnen, denn drei Wochen später lag die russische Angriffsspitze 35 km vor Rostow. Es gab aber auch Lichtpunkte. Einer ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Meinen Tagebuchnotizen entnehme ich, dass wir am 19. Dezember 1942 beim Armenier Dr. Komurtschiff, dem Vater der Tamara, eingeladen waren. Er hatte einst

* Die Photos verdanke ich Dr. A. Brack und Dr. F. Knittel.

zwei Semester in Genf Medizin studiert und war voll des Lobes über die Schweiz. Die Deutschen hatten ihm in seinem schönen kleinen Hause ein einziges Zimmer belassen. Dieses mass etwa 6 mal 6 Meter und war durch einen Vorhang unterteilt. Die eine Hälfte war Sprech- und Wartezimmer, die andere Wohn- und Schlafzimmer. Zusammen mit einem deutschen Stabsarzt waren zwei Schweizer Ärzte eingeladen. Der armenische Arzt war von der deutschen Armee beauftragt, die russischen Bahnarbeiter in Rostow zu betreuen. Daneben durfte er frei praktizieren, sofern sich jemand bei ihm einfand. Seine Frau trug Wodka auf und eigenes Gebäck, und als die Stimmung sich wohl des Alkohols wegen etwas hob, da sang er ein Loblied auf die deutschen Befreier und beteuerte in einer Ansprache, dass er nach Westen fliehen würde, falls die Deutschen sich zurückziehen müssten. Die Armenier würden von den Russen unterdrückt, behauptete er. Ob er wirklich einige Wochen später geflohen ist, weiss ich nicht.

Eines Abends kam mein Vorgänger, Dr. Hofmann, zu mir und erklärte, er sei im Hause von Nelly und Tamara zum Tanz eingeladen, ob ich nicht mit von der Partie sein möchte. Dr. Hofmann, ein erklärter Anti-Nationalsozialist, erwähnte: «Ich rede als Mann, verstehen sie mich recht?» Ich wusste, dass er in Tamara verliebt war und «verstand». In einem ebenerdigen, einstöckigen Haus wohnten vier junge Ärztinnen. Das Gebäude hatte eine gangartige Küche. Auf dem Kochherd schlief eine etwa 50jährige Frau in vollen Kleidern und kümmernte sich nicht um uns. Im quadratischen Wohnraum standen vier Betten, in jeder Ecke eines. In der Mitte ein Tisch mit vier Stühlen und darauf ein altes Grammophon, der alte und neue Schlager scheidete. Erst tanzten wir abwechselungsweise mit den Mädchen, die einen guten Eindruck machten. Nach zwei Stunden setzte sich Unterarzt Hofmann mit Tamara auf ein Bett und wurde zudringlich. Nelly tanzte weiter mit mir, und die beiden anderen drehten sich diskret zur Wand. Die Sache wurde peinlich, und ich verabschiedete mich von Nelly. Andern Tags waren Nelly und Tamara wie immer prompt im Operationssaal.

Medizinisch gab es hin und wieder Raritäten. So zeigte eines Tages der Augenarzt ein ulcus tularaemicum der Augenbindehaut, das serologisch verifiziert war. Übertragung durch Nagetiere, und das war unter jenen Bedingungen nur allzu glaubhaft! Zur 6. Armee gehörten auch 2 rumänische Divisionen. Der Generalarzt behauptete, 30 % der Rumänen hätten einen positiven Wassermann (Blutprobe auf Syphilis) und würden deshalb vom Blutspendedienst besser ausgeschlossen. Ob es stimmt, weiss ich nicht. Jedenfalls handelten wir vorsichtshalber gemäss Instruktion.

Jeder Arzt und jede Schwester im Lazarett hatten ein vollgerütteltes Mass an Arbeit, oft 14 bis 16 Stunden täglich. Nur von einem Oberarzt im Offizierskasino wusste ich nicht, wo er eigentlich tätig war. Ich fragte deshalb eines Tages meinen Tischnachbarn, den Ophthalmologen, was dieser junge Herr eigentlich tue. «Haben Sie das noch nicht gemerkt?» erwiderte er, «das ist der Politikommissar, der Aufpasser!» Wirklich war er auch der einzige von etwa 40 Offizieren, der einen kleinen Radio besass. Nach einem Abendessen verlangte er beim Kommandanten das Wort und erklärte: «Ich habe den Herren eine wichtige Mitteilung zu machen: Bei Stalingrad sind 17 russische Divisionen eingeschlossen und gehen der Vernichtung entgegen.» Da sprang der Augenarzt neben mir auf und schrie: «Solchen Unsinn lassen wir uns nicht bieten, wir wissen schliesslich, was bei Stalingrad geschieht.» Die Soldaten berichteten ja täglich von der aussichtslosen Situation an der Wolga! Der Parteimann Oberarzt hatte nicht gemerkt, dass er einen russischen Sender eingestellt hatte, der auf Deutsch Nachrichten durchgab. In seinem Eifer hatte er auch noch deutsche und russische Divisionen verwechselt. Der Kommandant versprach, die Sache untersuchen zu lassen und zu berichten. – Ein Bericht kam nie, weder vom Kommandanten noch vom Oberarzt.

Weihnachten rückte langsam näher. Die Stimmung im Lazarett wurde immer bedrückender. Da kam am 20. Dezember eine Weisung aus dem Führerhauptquartier: Jede Einheit habe Weihnachten zu feiern, und der Kommandant habe in einer Ansprache die Hoffnung auf den Endsieg auszudrücken. Zu schliessen sei die Rede mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer. Wir Schweizer weigerten uns sofort, eine solche Rede zu halten, und ich selber besprach mich mit Unterarzt Hofmann, der oft und gerne zu einem Nescafé erschien. «Gut», sagte er, «ich werde die Ansprache auf Ihrer Station halten, aber Sieg-Heil sagt der Hofmann nicht.» So harpte ich gespannt der Dinge, die da kommen sollten, und lud auch Professor Nägeli auf meine Station ein. Hofmann war ein famoser Kerl. Er sprach von Weihnachten, dem Feste des Friedens, des guten Willens, vom Frieden – auch mit dem Feind. Im Gang waren etwa dreissig gehfähige Soldaten unter einem Christbaum versammelt. Die Türen zu den Krankenzimmern standen offen. Der Kriegspfarrer (Feldprediger) blies auf einer Trompete «Stille Nacht, heilige Nacht», und anschliessend wies Hofmann den Korporal Kiel an, er könne jetzt seinen «Spruch» sagen. Und dreimal ertönte es durch die Gänge: «Unserem geliebten Führer ein dreifaches Sieg-Heil, Sieg-Heil, Sieg-Heil.» Die zweite Weihnachtsfeier fand unter dem Personal des Lazarettes

statt, und einer meldete stramm dem Kommandanten: «Lazarett 685 zur Weihnachtsfeier bereit.» Die nationalsozialistische Volkswohlfahrt hatte für die Soldaten eingesammelt, und jeder erhielt ein Säcklein mit Gebäck und Nüssen. Wir hatten diese «teutonischen» Weihnachtsfeiern, in denen weder der protestantische noch der katholische Feldgeistliche hatten sprechen dürfen, als mager und dürftig empfunden. Die dritte Weihnachtsfeier spielte sich deshalb in einem Zimmer unserer Schwestern ab, die sich die grösste Mühe gaben, unter den gegebenen Umständen etwas festliche Stimmung hervorzuzaubern. Professor Nägeli hielt eine kleine Ansprache, in der er deutlich machte, worin der Unterschied zwischen Nazis und Christen bestand.

Am 14. Dezember 1942 hörten wir erstmals, dass der Ring um Stalingrad geschlossen sei, und am 15. Dezember 1942 konnte man von Verwundeten hören, dass die Russen ihrerseits von den Deutschen eingeschlossen würden. Am 16. Dezember 1942 trat ein russisches Tanzorchester unter Peter Penning auf. Am 17. Dezember besuchten wir das moderne Theater von Rostow aus Eisen, Beton und Glas mit 2500 Sitzen! Diese waren mit Saffianleder überzogen, welches zum grossen Teil schon mit Sackmessern herausgeschnitten worden war. «Vom Gesindel», sagte die russische Führerin, «und von deutschen Landsern», meinte leise ein Offizier hinter mir.

Der Traum von Professor Nägeli war ein geheizter, zentraler Operationsraum für schwere Fälle, denn wir hatten trotz Cibazol mehrere Soldaten wegen Lungenentzündung nach der Äthernarkose verloren. Am 20. Januar 1943 war es soweit: Russische Arbeiter hatten einen backsteinähnlichen Ofen

gebaut, der mit Holz gefeuert werden konnte. Am 21. Januar 1943 wurde die erste grössere Operation darin vorgenommen, und während der Operation stürzte ein Feldweibel herein mit dem Befehl, dass in 6 Stunden das ganze Lazarett geräumt sein müsse! Wir beendigten in aller Eile den Eingriff, legten wieder Gipsverbände an, wo wir vor wenigen Tagen Kirschner-Extensionen angebracht hatten, und um 14 Uhr war ganz Rostow mit über 10000 (zehntausend) Betten am Bahnhof in Güterwagen verladen. Dann kam der Befehl: «Abfahrt erst um 18 Uhr.» Also hatten wir noch Zeit. Zu dritt zogen wir noch einmal auf die Donbrücke und hatten eine wahrhaft apokalyptische Vision: rechtsufrig Rostow, das kleine Paris, linksufrig die endlose Steppe gegen Stalingrad und den Kaukasus. Von dort her kam die 4. Armee geordnet mit Fahrzeugen und Rossen in langen Kolonnen, die sich im Dunst verloren. Sie musste schleunigst zurückgezogen werden, wollte sie nicht abgeschnitten werden. Jedem kam Napoleon und seine grande armée in den Sinn. Es war schon dunkel, als wir langsam in Güterwagen mit unseren Verwundeten westwärts fuhren. Am 22. Januar 1943 stiegen wir in Artemowsk aus, um einen Zug, der nach Konstantinowka fuhr, zu besteigen. Wir warteten einen halben Tag bei grosser Kälte im Warteraum des Bahnhofes, wo sich kein Mensch befand ausser dem diensttuenden Bahnbeamten, der ein Gewehr trug. Als nach langen, bangen Stunden immer noch kein Zug gemeldet war und gerüchtweise von einem Super-Stalingrad die Rede war, überlegten wir uns, was zu tun wäre. Professor Nägeli war HD, und Dr. A. Brack und ich waren als Oberleutnants die ranghöchsten Offiziere der Gruppe Rostow, die folglich die Verantwortung



Weihnachten 1942
der Schweizer in Rostow



Rückzug der 4. Armee

trugen. Sollten wir das Risiko einer russischen Gefangenschaft eingehen, zusammen mit unseren Schwestern? Hatten die Russen die Genfer Konvention unterzeichnet? Respektierten die Russen das Rote Kreuz? Niemand wusste es. Zu zweit machten wir uns auf zum nächsten Bauernhof und fanden zu unserer Freude zwei grosse Schlitten und drei kleine russische Pferde. Unser Entschluss stand fest: Wenn in den nächsten zwölf Stunden kein Zug kommt, stehlen wir Rosse und Schlitten, wenn nötig unter Bedrohung mit unserer Ordnonanzpistole. Und siehe da: Es kam ein Zug! Allerdings wiederum nur ein Güterzug. Aber wir waren glücklich, als die Dampflokomotive zu pusten anfing, und mit gespielter Übermut stampften wir im Wagen unsere Füsse warm und sangen «Hoch auf dem gelben Wagen sitz ich beim Schwager vorn» ... Nach mehrstündiger Fahrt erreichten wir Konstaninowka. Wiederum herzliche Begrüssung durch die Ärzte der Wehrmacht. Peter Bamm hat mir vor Jahren einmal erzählt, wie sehr deutsche Ärzte froh gewesen wären, in jenen Zeiten mit Schweizern zusammenzukommen.

«Frisch getüncht und einfach» nannte der Chefarzt unsere Zimmer, «und in einem Punkte dürfen Sie sicher sein», meinte er frohlockend, «keine Wanzen, meine Herren!» Wir rasierten uns also endlich wieder einmal, speisten mit unsern Gastgebern und wünschten jetzt nur noch eines: schlafen! Schon nach 10 Minuten klopfte Professor Nägeli an mei-

ner Tür: «Was hat dieser Oberstabsarzt gesagt? Keine Wanzen? Kommen Sie in mein Zimmer!» Auf seinem blütenreinen Leintuch zogen zwei dicke Wanzen davon. Wir erledigten sie und legten uns dann endgültig zur Ruhe. Am nächsten Abend waren wir Gäste bei den deutschen Ärzten. Es wurde gesungen und getanzt. Um 23 Uhr entschuldigte sich Oberstabsarzt Schubert: Er habe Dienstliches zu erledigen. Nach einer Stunde kam er erschüttert zurück. «Der Krieg ist eine Schweinerei», sagte er sichtlich bedrückt. Eine 16jährige Russin hatte monatelang Spionage im Lazarett getrieben, hatte mit einem kleinen Sender militärische Nachrichten vom Estrich aus durchgegeben und wurde schliesslich ertappt. Nun war sie standrechtlich erschossen worden.

Am 25. Januar 1943 durfte ich mit Professor Nägeli ein Lazarett mit ungefähr 200 Verwundeten besuchen, lauter Kopfschüsse. Ich habe nie etwas so Trostloses gesehen. Täglich zweimal wurden die meist bewusstlosen, oft leise stöhnenden Soldaten in ein Schulzimmer getragen, wo sie auf fünf nebeneinander stehenden Tischen hingelegt und lumbalpunktiert wurden. Der Arzt machte den normalerweise nicht einfachen Eingriff mit der Leichtigkeit einer intravenösen Injektion. Eine Druckmessung fand nicht statt. Wenn die untergelegte Nierenschale ungefähr zu einem Drittel voll mit Liquor war, wurde die Nadel einfach wieder herausgezogen.



Kurz vor der Abfahrt aus dem Lazarett in Rostow. In der Mitte mit weissem Schal Tamara, rechts dahinter Nelly. Ganz rechts Dr. Hofmann und Professor Nägeli.

Am 26. Januar 1943 übernahmen wir unser neues Lazarett mit einigen Hundert Patienten. Der Oberstabsarzt nannte die Zahl von 842. Wir waren gerade beim zweitletzten Zimmer angelangt, da trat während der Übergabe ein Hauptfeldwebel herein: «Befehl: In acht Stunden ist das ganze Lazarett verladen.» Vielleicht also doch ein Super-Stalingrad? Deutsche Gründlichkeit und deutsches Organisationstalent schafften es auch diesmal. Nach 10 Stunden fuhren wir – wieder in Güterwagen – Richtung Kiew und erreichten dieses am 30. Januar 1943. Es war ein trauriger Zug. Medizinische und chirurgische Fälle, Flecktyphus und Schussverletzungen, Tuberkulose und Diphtherie, alles kunterbunt durcheinander. In jedem Güterwagen lagen etwa 30 verwundete oder kranke Soldaten auf dünner Strohhunterlage. Der begleitende Sanitätssoldat wusste kaum, wo er stehen sollte. Umsteigen von einem Wagen zum andern war während der Fahrt nicht möglich. Uns blieb nur die desolatte Aufgabe, bei jedem Halt in die einzelnen Wagen zu springen, um zu sehen, wer gestorben war. Die Toten wurden ausgeladen und neben dem Bahnhofgebäude niedergelegt. Dann ging es weiter. Einmal gab es, als ich die Schiebetüre eines Wagens öffnete, ein lautes Geschrei. Als sich meine Augen an die Dunkelheit adaptiert hatten, sah ich den Grund des Gekreisches. Im Wagen waren 12 kranke Schwestern. Eine davon verrichtete gerade ihre Notdurft, und sechs andere bildeten schnell einen Staketenhag um sie. Zu helfen gab es da nichts. Unrasiert und ungewaschen langten wir schliesslich nach trüben Tagen und langen Nächten in der ukrainischen Metropole an. Am Bahnhof ging ein fein gepflegter Major auf und ab und brüllte mich an, warum ich nicht meldete. Da platzte ich, und auf gut Deutsch sagte ich ihm meine Meinung. Er hatte wahrscheinlich am Akzent oder an der Uniform gemerkt, woher ich kam. Jedenfalls ging er weg, ohne ein Wort zu erwidern.

Unser dreimonatiger Einsatz war noch nicht zu Ende. So fuhren wir denn, nachdem wir einen Tag in Kiew mit seinen berühmten Klöstern und Kirchen mit den Zwiebeltürmen verbracht hatten, erneut gen Osten, nach Dnjepropetrowsk. Und noch einmal sollte uns das Schicksal verwöhnen: Unsere neue Tätigkeit spielte sich in einem Potemkinschen Schlosse ab, das als Lazarett eingerichtet war. Medizinisch gab es nichts Neues. Aber ich traute meinen Augen nicht, als ich sah, wie ein höherer SA-Offizier einer jungen Ukrainerin die Markttasche trug. Wir glotzten uns einige Sekunden an und sagten beide nichts. Er, weil er offensichtlich nicht recht klug aus meiner Uniform wurde, ich, weil ich eben kaum meinen Augen traute. Auf meiner Station lag ein Hauptmann mit dem Ritterkreuz mit Eichenlaub. Wir lachten beide,

als ich ihm sagte, meine Braut trage denselben Familiennamen wie er: Barth. In jenen Tagen mehrten sich bei den deutschen Soldaten immer mehr die Zweifel, ob sie diesen Krieg noch würden gewinnen können.

Drei Wochen später ging es endgültig heimwärts, zunächst nach Krakau. Dort hätten wir noch eine Woche arbeiten sollen. Aber der neue Kommandant, Oberstabsarzt Weiss, meinte, das hätte keinen Sinn. «Schauen Sie sich in diesen acht Tagen das schöne, unzerstörte Krakau und die Umgebung an, seien Sie herzlich willkommen an unserem Mittags- und Abendtisch und lasst uns erzählen.» Das Essen bestand allerdings auch hier nur aus einem Stück der obligaten Einheitswurst und einem undefinierbaren Getränk, das man Kaffee nannte. Dazu schlechtes Brot, Kartoffeln und selten Gemüse. Uns störte dies allerdings wenig, denn wir wussten, dass unsere Zeit bald abgelaufen war, und schliesslich waren wir ja freiwillig an die Ostfront gegangen. Ein deutscher Offizier machte wiederholt die bissige Bemerkung: «Na, Herr Zahlmeister (Quartiermeister), endlich wieder mal Graupensuppe.» Von Oberstabsarzt Weiss erfuhren wir auch, was er und seinesgleichen vom «Gröfaz» (Grösster Feldherr aller Zeiten) und von der ganzen Nazi-Clique hielten. «Hören Sie sich einmal eine Rede von Churchill an und vergleichen Sie sie mit dem Quatsch, den unsere braunen Brüder erzählen.» In Krakau fand ich den ersten Augenzeugen, einen italienischen Feldprediger, der gesehen hatte, wie ein SS-Mann ein jüdisches Kleinkind an den Beinen fasste und den Schädel des Zweijährigen an einem Stein zertrümmerte. «Und was haben Sie getan?» fragte ich entsetzt. «Leider nichts», war die Antwort, «gegen solche Barbaren sind wir alle machtlos.»

An einem Vormittag durften wir das Königsschloss besichtigen, wo ein waadtländischer (!) Architekt Restaurationen überwachte. Er war besonders erfreut, französischsprachende Schweizer zu treffen. Im Empfangszimmer stand ein schwerer, dunkler Schreibtisch und darauf eine Schreibgarnitur aus Gold mit einer Widmung des Führers für den Leiter des Generalgouvernements, Dr. Frank. Dieser selber war allerdings nicht anwesend. Im Nürnberger Prozess wurde er später zum Tode durch den Strang verurteilt.

Wir wohnten im Hotel «Deutscher Hof», wo wir fürstlich aufgehoben waren. Nicht nur fürstlich, sondern königlich war, dass man uns Schweizer bei einer Operette in die Königsloge des Theaters von Krakau führte. Wir mussten allerdings zwei Minuten, bevor der Vorhang sich hob, in die Loge nebenan, weil im letzten Moment noch ein General mit Monokel angefahren kam.

Tief berührt hat mich die Klage eines älteren

Gymnasiallehrers, der es vom kulturhistorischen Standpunkte aus nicht verschmerzen konnte, dass der berühmte Altar von Veit Stoss von den Deutschen weggeführt worden war. «Natürlich», so meinte er, «sei Veit Stoss ein Deutscher, aber den Auftrag habe er doch von polnischen Adligen erhalten.» Inzwischen soll der Altar wieder an seinen alten angestammten Platz zurückgekehrt sein.

Erwähnt sei noch, dass ich in Krakau in einem Buchladen die zwei Bände für Unfallchirurgie von Böhler ausgestellt sah. Neueste Auflage 1942.

Wir hatten kein Geld auf uns, unser Sold wurde uns erst nach der Rückkehr in die Schweiz ausbezahlt. Wer es wissen will, dem sei es nicht verheimlicht: Ein Arzt erhielt für 3monatige Arbeit Fr. 1500.–, reichlich viel für die damaligen Verhältnisse. Ich schickte also meine Operationschwester Josy in den Buchladen, um zu erfragen, ob die beiden Bücher für ein wollenes Pyjama zu haben wären. Sie waren zu haben und stehen noch heute in meiner Bibliothek!

Drei düstere Bilder indessen bleiben von dieser schönen Stadt in meiner Erinnerung: Erstens der zerstörte jüdische Friedhof im alten Ghetto, wo die hebräischen Inschriften noch zu sehen waren. Zweitens ein Konzentrationslager am Rande der Stadt mit Stacheldrahtverhau. Um die Baracken schlenderten ältere Juden und Jüdinnen. Am Eingang stand ein feister SA-Mann und liess grinsend eine etwa 30jährige Jüdin und ein 14- bis 15jähriges Mädchen durch das Tor. Beide in Pelzmänteln! Um 17 Uhr drängten auf einmal die Insassen des

Lagers alle in die gleiche Ecke. Ich blieb neugierig stehen. Einige Minuten später zogen 16- bis 60jährige Juden beiderlei Geschlechtes in Viererkolonnen singend am Lager vorbei, angeführt von einem SS-Mann. Sie blickten stramm geradeaus, während die Alten im Lager mit Tüchlein winkten. Drittens: am Bahnhof war ich Zeuge, wie Juden und Jüdinnen mit Fusstritten in Viehwagen gepfercht wurden. Meine Ohnmacht war genau so gross wie jene von Carl. J. Burckhardt, als er in einem Konzentrationslager den Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky (1889–1938) sah.

Dann ging's ohne Patienten nach Berlin. In der Militärakademie gab es ein Abschiedessen. Hauptmann Howald dankte im Namen der Schweizer der Wehrmacht für die gastliche Aufnahme, und aus dem Führerhauptquartier war General F. Olbricht gekommen, um uns zu danken. Seine Rede klang martialisch und war Tarnung; denn am 20. Juli 1944 ist er bei den Verschwörern um Graf Stauffenberg gewesen und erschossen worden!

Am meisten beeindruckte uns aber Professor Sauerbruch. Er war in der Uniform eines Generalarztes erschienen und sagte uns und der Schweiz Dank. Er habe die schönen Jahre, da er in Zürich Ordinarius gewesen sei, nicht vergessen und wünsche nur eines: «Die Schweiz möge bleiben, was sie immer gewesen sei, ein völkerverbindender Staat». Am 9. März 1943 betraten wir im Schaffhauser Zipfel wieder Schweizer Boden. Der fein duftende Milchkaffee schmeckte uns wie noch nie. Unsere Mission war zu Ende. Sie war die letzte in dieser Tragödie an der Ostfront.



Bahnhof
Dnjepropetrowsk:
Verladen von Verwundenen.